

SARAH UNDERWOOD

DAS
HOLDESTE
ALLER
UNGEHEUER

*Ins Deutsche übertragen
von Michaela Link*

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Copyright © 2025 Sarah Underwood. All rights reserved.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»*Gentlest of Wild Things*« by Sarah Underwood, published in Great Britain
in 2024 by Electric Monkey, part of Farshore, an imprint of HarperCollins
Publishers, London, UK.

Deutsche Ausgabe 2025 Panini Verlags GmbH,
Schloßstraße 76, 70176 Stuttgart.
Alle Rechte vorbehalten.

Geschäftsführer: Hermann Paul
Head of Editorial: Jo Löffler
Head of Marketing: Holger Wiest (E-Mail: marketing@panini.de)
Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Michaela Link
Lektorat: Sabine Biskup
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Artwork Innencover: Lolloco
Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln
Druck: CPI Books GmbH, Ulm
Gedruckt in Deutschland

YDUNDER002

1. Auflage, Februar 2025,
ISBN 978-3-8332-4637-1

Auch als E-Book erhältlich:
ISBN 978-3-7569-9963-7

Findet uns im Netz:
www.paninicomics.de



PaniniComicsDE

*Für Helen, meine kleine Schwester,
die mich zu einem gütigeren Menschen macht
und die ich sehr liebe.*

Inhaltswarnung:

Das holdeste aller Ungeheuer schließt Inhalte ein, die für einige Leserinnen und Leser verstörend sein könnten, darunter emotionale und physische Miss-handlungen, Behindertendiskriminierung, Verzehr von Blut, Kannibalismus (nur angedeutet), Gewalt, Blut und Eingeweide.

»Aber kaum hatte die Lampe des Lagers Geheimnis mit hellem Scheine beleuchtet, da sah sie das holdeste und süßeste aller Ungeheuer [...] so schön, dass bei seinem Anblick selbst das Licht der Lampe freudig aufflackerte und des Messers mörderische Schneide glänzend erblinkte.«

Apuleius: Amor und Psyche

PROLOG

Alexandra

Alexandra stürmte in den Vorratsraum und schlug die Tür hinter sich zu. Es gab keine Verriegelung, nichts, um sie zu verschließen, also presste Alexandra ihren Körper gegen das Holz und betete, dass dies ausreichen würde. Sie hielt einen Bronzespieß in der Hand, den sie im Vorbeirennen vom Herd gerissen hatte und an dem Fett und verkohlte Fleischfetzen klebten. Alexandra umklammerte ihn wie ein Schwert. Ihre Füße waren nackt und schmutzig, sie hatte eine klaffende Wunde am Arm, klebrig von Blut. Jeder Atemzug, den sie in ihre Lungen sog, war ein Keuchen – rau und schmerhaft. Und laut. Viel zu laut. Man würde sie hören ... man würde sie finden.

Kaum war ihr der Gedanke in den Sinn gekommen, hörte sie aus dem angrenzenden Zimmer auch schon ein Geräusch: dumpfe, regelmäßige Schläge. Und daneben das Tappen von nackten Füßen auf Stein. Sie kamen näher und näher, bis sie hätte schwören können, dass sie direkt auf der anderen Seite der Tür waren. Alexandra presste beide Hände vor den Mund, sodass der kühle Spieß ihre Lippen berührte. Ihre Kehle war wund vom Schreien; doch selbst wenn sich noch jemand im Haus befand, sie wusste inzwischen, dass ihr niemand helfen würde. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich nicht zu rühren und zu hoffen.

Ganz langsam atmete sie ein und zuckte zusammen, als sie sich keuchen hörte. Sie lauschte angestrengt auf Bewegungen auf der anderen Seite der Tür. Stille. Alexandra atmete so leise aus, wie sie konnte, und zählte von eins bis zwölf. Ihre Lippen formten die Namen der Götter des Olymps. Nichts. Sie zählte rückwärts von zwölf bis eins und endete bei Aphrodite. Nach wie vor war von dem, was da hinter der Tür lauerte und wartete, kein Laut zu hören. Hatte es sich womöglich wieder entfernt? Alexandra gestattete sich einen winzigen Hoffnungsschimmer.

Sie nahm die zitternden Hände von ihrem Mund und drehte langsam, ganz langsam den Kopf zur Tür.

Oh. Es war nicht fort. Die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag. Sie erstarrte, als ihr durch die Ritzen in dem abgenutzten Holz ein blutunterlaufenes, goldenes Auge entgegenschlug. Ein Schluchzen entrang sich dem engen Käfig ihrer Brust, und das Auge verengte sich, sodass sich Fältchen darum bildeten. Alexandra erhaschte einen flüchtigen Blick auf bleiche, blutleere Lippen, die sich in einem Lächeln verzogen und gebleckte Zähne offenbarten. Dann waren sie verschwunden. Das Auge, die Lippen, die Zähne, alles war fort.

Aber wo war die Kreatur hingegangen? *Wohin?*

Alexandra brauchte nicht lange auf eine Antwort zu warten. Mit einem grauenhaften Geräusch wurde die Tür aus den Angeln gerissen und gegen sie gedrückt. Der nutzlose Spieß entglitt ihren Fingern und fiel klirrend zu Boden, während sie hinstürzte und gegen die Säcke prallte, die die Wand des Vorratsraums säumten. Ihr Kopf schlug hart auf dem Stein auf. Die Säcke wurden auf einer niedrigen Holzbank aufbewahrt, um sie vor der Feuchtigkeit des Bodens und dem Sand, der ihn mit einer feinen Schicht bedeckte, zu schützen, aber als Alexandra dagegen prallte, fielen sie sofort um und landeten neben ihr. Sie lag da wie eine weggeworfene Puppe, benommen und keuchend, umgeben von Linsen, Samen, Getreide

und Blutspritzern. Die Tür lag auf ihr. Ein dumpfer, ferner Schmerz strahlte von dem Handgelenk aus, auf das sie gefallen war.

Unter Schmerzen drehte sie den Kopf zur Seite. Vor ihren Augen drehte sich alles. Sie konnte kaum etwas erkennen, nur einen verschwommenen Fleck des mit Körnern übersäten Bodens. Für einen Moment war alles still, dann huschte ein Schatten über den Boden, gefolgt vom Flimmern einer Spiegelung. Ein metallisches Funkeln, wie der Glanz einer Klinge im Feuerschein. Alexandra wandte den Kopf ab. Welchen Sinn hatte es hinzusehen? Es würde ihr nur noch mehr Angst machen. Sie schloss fest die Augen und wartete, während ihr rasender Puls in ihren Ohren, ihrer Kehle, ihrem Bauch und in den blutverschmierten Fingerspitzen hämmerte.

Als die Tür von ihr weggehoben wurde, geschah es beinahe sanft. Ein Keuchen entwich ihrer Kehle, als der Druck in ihrer Brust nachließ, und sie spürte, wie etwas Warmes aus ihrem Mundwinkel sickerte. Blut. Der Geschmack war überwältigend. Das Rinnsal begann, sich einen Pfad über ihre Wange zu suchen und von ihrem Kinn zu tropfen. Der dumpfe Schmerz in ihrem Handgelenk flammte auf und verstärkte sich. Ein Bruch, da war sie sich fast sicher.

Sie hörte einen scharfen, klierrenden Schlag, und etwas fiel so dicht neben ihrem Gesicht zu Boden, dass sie einen Lufthauch in den weichen, kurzen Locken spürte, die ihr Gesicht umrahmten. Alexandra wimmerte.

»Pssst.« Ein Rascheln von Stoff, als das Monstrum sich neben sie kniete. Eine Hand strich vorsichtig über Alexandras Gesicht und wischte das Blut weg. Dann wurden die beruhigenden, sanften Laute verdrängt von einem widerwärtigen, feuchten Saugen. Alexandra drückte die Augen noch fester zusammen. Ihre Lippen formten die Worte eines Gebetes an Persephone, die Herrin der Blumen, Göttin eines Frühlings, dessen Ende Alexandra nicht mehr erleben würde.

Die Hand kehrte zu ihrem Kinn zurück, und Alexandra schmiegte sich müde an die kühlen Finger. Eine weitere Hand legte sich an ihre andere Wange, sodass ihr Gesicht zärtlich von zwei Handflächen umfangen wurde. »Bitte«, ächzte Alexandra.

Sie war sich nicht sicher, worum sie bat. Aber daraufhin packten die Finger ihr Gesicht fester – sie hielten ihren Kopf in einem eisernen Griff und drehten ihn dann ruckartig zur Seite.

Alexandra meinte noch zu spüren, wie ihr Genick brach.



1

EIN KALTES HEIM

Eirene

Eirene betrachtete den Korb mit Pflaumen mit der gleichen Abscheu, mit der sie auch den verwesenden Kadaver eines Kaninchens betrachtet hätte.

Die einzelnen Früchte waren vollkommen – dick, kräftig gefärbt, ohne Makel und nicht voneinander zu unterscheiden. Sie lagen sicherlich noch nicht lange auf der Türschwelle; der Morgentau hatte gerade erst angefangen, sich auf ihrer glänzenden Schale niederzulassen, und Eirene konnte nicht umhin zu beobachten, wie ein Tröpfchen langsam eine verlockende Spur nach sich zog. Unwillkürlich atmete sie ein, und die Luft war geschwängert vom Duft der Früchte.

»Götter, schon wieder?« Ohne Vorwarnung tauchte Phoebe neben ihr auf, bleich und hager wie ein Gespenst in ihrem elfenbeinfarbenen Chiton. Eirene zuckte zusammen und riss die Hände von dem Korb mit Pflaumen zurück. Ihr war gar nicht bewusst gewesen, dass sie sie danach ausgestreckt hatte. »Ich wollte nicht ...«, begann sie schuldbewusst.

Doch Phoebe schien sie kaum zu hören. Ihre Stirn war gerunzelt, und sie biss sich auf die Unterlippe, während sie Eirene zur Seite schob, um besser sehen zu können. »Der dritte Korb in ebenso vielen Tagen«, bemerkte sie knapp. »Sie sind wieder von ihm, nicht wahr?«

Eirene nickte zögernd, außerstande, ihrer Zwillingschwester

ter in die Augen zu sehen. »Wer außer Leandros könnte zu dieser Jahreszeit Pflaumen auftreiben?« Und nicht nur Pflaumen. Gestern waren es Feigen gewesen und am Tag davor Birnen und eine Traube goldener Weinbeeren – allesamt makellose, reife Früchte und in diesen späten Frühlingstagen auf Zakynthos unmöglich zu finden.

Eirene hatte keine einzige Frucht über die Schwelle gelassen.

Vielleicht grenzte ihre Vorsicht ans Lächerliche, aber alles an Leandros machte ihr Angst. Seine von jedermann gerühmte, unnatürliche und in den Bann schlagende Schönheit, sein prächtiges Haus in den Hügeln mit seinem einzelnen, hohen Turm, seine Behauptung, in seinen Adern fließe göttliches Blut – das von Eros und dessen Mutter Aphrodite. Dann gab es da noch die Fläschchen mit Begierden, die er an die reichen Inselbewohner verkaufte. Er behauptete, er habe die Macht der Liebe geerbt und könne selbst die eisigsten Herzen auftauen.

Eirene hatte genug gesehen, um es zu glauben, und sie würde Leandros nicht einmal in die Nähe von Phoebe oder ihrem Herzen lassen. Welches Recht hatte Leandros, Geschenke zu schicken – solche, die, wenn man Eirene fragte, stark an Brautgeschenke erinnerten –, obwohl er bereits eine Gemahlin zu Hause hatte? Alexandra mit ihren gerundeten Hüften und großen Augen, ihrer scharfen Zunge und ihrem hellen Lachen war jahrelang von nah und fern bewundert worden, und der goldene Leandros hatte sie binnen Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel für sich gewonnen. Er hatte seine Beute, und Eirene war von ihm damit genug genommen worden. Weder sie noch Phoebe hatten ihre alte Freundin nach ihrer Vermählung wiedergesehen.

»Werden wir es Stavros sagen?« Phoebe ging in die Hocke und griff nach einer einzelnen Pflaume. Dann richtete sie sich auf und drehte sie in ihren Händen hin und her. Eirene beobachtete ihre Schwester mit einem Kloß im Hals.

Phoebe plagte seit der Kindheit ein wiederkehrendes Fieber – das gleiche Fieber, das ihre Eltern dahingerafft hatte –, und es war seit jeher Eirenes Aufgabe gewesen, ihre Schwester bei jedem einzelnen der schrecklichen Anfälle zu pflegen. Im Laufe der Jahre hatte sie gelernt, mit welchen Kräutern sie Phoebes Stirn kühlen konnte und welche sie in einen tiefen, traumlosen Schlaf versetzten. Sie beherrschte die Kunst, die schweißdurchnässte Decke ihrer aufs Krankenlager geworfenen Schwester auszuwechseln, und sie hatte sogar das Rezept von der Knochenbrühe perfektioniert, die Phoebe bei sich behalten konnte, wenn alles andere sie zum Würgen brachte.

Doch trotz Eirenes Bemühungen schien Phoebe mit jedem Winter schmäler zu werden. Die Schatten unter ihren hervorstehenden Schlüsselbeinen vertieften sich. Im Laufe der Zeit war ihr warmer, brauner Teint fahl geworden, und ihre dunklen Locken hatten ihren Glanz verloren.

»Iss sie nur«, sagte Eirene widerstrebend und nickte in Richtung der Pflaume in Phoebes Hand. Obwohl sie selbst keine einzige Frucht anrührten würde, wollte sie Phoebe nicht daran hindern – durfte sie sie nicht daran hindern. Es waren nur Pflaumen. Sie konnten ihr nicht schaden. »So viele, wie du willst. Aber wenn du fertig bist, werde ich den Rest in den Fluss werfen. Ich will nicht, dass Stavros davon erfährt.«

»Irgendwann wird er es herausfinden«, wandte Phoebe ein. Sie riss eine Pflaume mit den Fingern auseinander und zupfte mit geübter Leichtigkeit den Kern aus dem leuchtend gelben Fruchtfleisch. Dann steckte sie sich eine Hälfte in jede Wange und sprach mit vollem Mund weiter. »Er mag die Hälfte der Zeit betrunken sein, aber er ist nicht dumm.«

»Da muss ich widersprechen«, sagte Eirene.

»Und«, entgegnete Phoebe mit vollem Mund, »das Fenster in seiner Schlafkammer zeigt auf den Weg – eines Tages wird er seinen Rausch ein wenig früher ausgeschlafen haben und den Überbringer der Früchte sehen.« Ihre nächsten Worte wa-

ren deutlicher zu verstehen. »Oder Leandros wird es ihm sagen. Was immer es ist, das er zu sagen hat.«

»Vielleicht zieht Leandros es vor, seine Angelegenheiten für sich zu behalten.«

Phoebe zuckte mit den Schultern und bückte sich nach einer weiteren Pflaume. Eirene hatte das Gefühl, dass sie ihr Gesicht verbergen wollte. Ihre Stimme zitterte bei ihren nächsten Worten. »Wenn du meinst.«

»Das meine ich«, entgegnete Eirene mit mehr Zuversicht, als sie empfand. »Bist du so weit? Das Licht ist gut – wenn du die Chlamys, an der du arbeitest, fertig hast, kann ich sie mit auf den Markt nehmen. Und den Rest der Pflaumen wegschaffen, bevor Stavros sie sieht.« Sie bückte sich, um den Korb mit Pflaumen hochzunehmen. Der Duft der Früchte schlug ihr jetzt stärker entgegen, und ihr Mund füllte sich mit Speichel. Sie musste hungriger sein, als ihr bewusst gewesen war.

»Lass mich nur noch eine essen.« Phoebe streckte die Hand aus. Ihre schwieligen Finger waren klebrig vom Saft, und unter ihren abgekauten Nägeln zeichneten sich Halbmonde von dunkler Pflaumenschale ab. Eirene konnte den schuldbewussten Schauer nicht unterdrücken, der ihr über den Rücken lief; Weben war harte körperliche Arbeit und verlangte Phoebe mehr ab, als nur zornige neue Blasen und Dutzen-de kleiner Wunden, dort, wo die groben Wollfäden ihr in die Haut schnitten. Sie plagte sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, bis sie körperlich nicht mehr imstande war, weiterzumachen und die gnadenlose Überarbeitung ihr den nächsten Krankheitsschub eintrug. Sie brauchte Ruhe – das wussten sie beide –, aber niemand war so begabt wie Phoebe. Sie konnten es sich nicht leisten, dass sie aufhörte, und Phoebe sagte das jedes Mal, wenn Eirene sie anflehte, sich wenigstens einen Tag Ruhe zu gönnen.

Eirene drückte zwei weitere Pflaumen in die vom Färben

der Wolle fleckige Hand ihrer Schwester. »Na los«, sagte sie schroff. »Ich muss bald aufbrechen.«

»Vergiss nicht, den Rosmarin mitzunehmen«, sagte Phoebe. »Der Arzt braucht immer viel davon, und er zahlt gut.«

»Das weiß ich doch.« Eirene hatte tatsächlich vergessen, den Rosmarin zu pflücken. »Kümmere du dich um deine eigenen Angelegenheiten. Ist die Chlamys fertig?«

Phoebe verdrehte die Augen. »Hetz mich nicht. Kunst verträgt keine Eile.« Bevor Eirene etwas erwidern konnte – ihr sagen konnte, dass sie sich sehr wohl besser beeilen sollte, wenn sie nicht verhungern wollten –, war Phoebe, die Pflaumen an die Brust gepresst, schon auf einem nackten Fuß herumgewirbelt und ins Haus gelaufen. Ihre Schritte waren leicht auf dem gekachelten Boden. Auf der Treppe waren sie fast lautlos.

Es gab das unausgesprochene Gesetz zwischen ihnen, leise zu sein, bis sie wussten, dass Stavros wach war. Und selbst dann unterhielten sie sich mit gedämpften Stimmen – ihr Vetter war nach einer durchzechten Nacht und Verlusten am Spieltisch immer schlechter Laune. Am vergangenen Abend hatte wieder ein großes Symposium bei Leandros stattgefunden, bei dem alle Gäste umsonst trinken konnten, also würde Stavros an diesem Morgen noch ungenießbarer sein als sonst.

Bei dem Gedanken an das Symposium runzelte Eirene finster die Stirn. Wenn Stavros jemals von Leandros' Geschenken erfuhr, würde er sicherlich zu demselben Schluss kommen wie Eirene – dass Leandros seiner Frau überdrüssig wurde. Dass er eine Abwechslung für sein Bett suchte. Stavros würde überglücklich sein bei der Aussicht auf einen so mächtigen Verbündeten; ganz gleich, dass Phoebe kaum mehr sein würde als eine Mätresse, derer man sich leicht wieder entledigen konnte – Stavros würde sie höchstpersönlich in Leandros' vergoldetes Schlafgemach führen.

Das durfte nicht geschehen. Eirene drückte die Schultern durch, hob den Korb auf die Hüfte und machte sich auf den

Weg zum Fluss. Und bei jedem Schritt verfluchte sie Leandros.

Das Haus, das sich Eirene und Phoebe mit ihrem Vetter teilten, stand abseits von den anderen auf einem Hügel außerhalb des Dorfes. Es war recht unscheinbar und unterschied sich nicht von denen im Dorf unten: Es hatte zwei Stockwerke aus Lehm und Holz, eine Handvoll Fenster und ein breites Strohdach, das dringend repariert werden musste. Stavros' Vater war Hirte gewesen, und die Lage des Hauses bot eine schöne Aussicht auf die jetzt verwaisten Weiden und den Fluss, der sich durch sie hindurchschlängelte. Das bedeutete aber auch, dass man jedes Mal, wenn man das Haus verließ, den Hügel hinunter- und vor allem danach wieder hinauflaufen mussten, was Eirenes Übellaunigkeit nur noch verstärkte, während sie den Weg bergauf stapfte.

Die übrig gebliebenen Pflaumen waren nicht versunken, als sie sie in den Fluss geworfen hatte; sie dümpelten vielmehr auf der Wasseroberfläche und verspotteten sie, während sie flussabwärts gerissen wurden. Sie hatte den Korb behalten, um ihn für Kräuter zu verwenden – Körbe konnte sie immer gebrauchen –, ihn auf dem Rückweg aber gegen jeden Baum geschlagen, an dem sie vorbeigekommen war, ihn durch den Staub vor dem Haus gezerrt und ihn schließlich ganz unten in den Stapel mit anderen Körben geschoben, die sie neben der Tür aufbewahrte. So ramponiert und staubig wie er jetzt war, fügte er sich nahtlos unter den anderen ein. Phoebe hatte recht – so viel er auch trank, Stavros' Verstand war überraschend scharf. Er erkannte jede neue Anschaffung binnen eines Augenblicks und lag Eirene dann wochenlang damit in den Ohren. Einmal hatte sie sich endlich neue Sandalen gekauft, zwei Jahre nachdem die alten anfingen, auseinanderzufallen, und er war so erzürnt gewesen, dass er gedroht hatte, sie auf die Straße zu setzen, weil sie sein Geld verschwen-

dete. *Sein* Geld, als ob er auch nur eine einzige Münze davon verdient hätte. Allein die Erinnerung daran ließ Eirenes Wangen heiß werden vor Zorn. Sie runzelte finster die Stirn und versetzte dem Haufen mit Körben zur Sicherheit noch einen Tritt.

Im Haus schürte sie das heruntergebrannte Herdfeuer in der Mitte des einzigen Raums im Erdgeschoss, bevor sie die Treppe hinaufstieg. Dabei setzte sie die Füße mit Bedacht, um nur ja kein Geräusch zu machen. Vor der Kammer, die sie sich mit Phoebe teilte und die sowohl zum Schlafen als auch zum Arbeiten diente, stupste sie die Tür an. Sie schwang auf.

Eirene schlüpfte hinein. »Phoebe?«

Ihre Zwillingschwester saß auf ihrem Hocker in einem Lichtfleck am Fenster, die fertiggestellte Chlamys – gewebt in cremefarbenen und weinroten Streifen – in ihren schlanken Armen. Sie drehte sich nicht sofort zu Eirene um, sondern erst nach einem weiteren leiseren: »Phoebe?«

»Eirene.« Phoebe lächelte, und selbst mit den dunklen Ringen unter den Augen, den eingefallenen Wangen und einem ängstlichen Zucken in den Fingern war es leicht zu sehen, warum Leandros sie begehrte. Sie war nicht einfach nur hübsch, sie war zudem aufmerksam und besonnen und gütiger, als Eirene es je sein würde. Eirene wurde schnell wütend, aber Phoebe verstand es immer, sie mit ein paar vorsichtigen Worten zu besänftigen.

Phoebe räusperte sich. Sie schüttelte die Chlamys aus: ein langes Rechteck aus heller Wolle mit einem blutroten Muster an den Kanten. »Hier.«

Eirene nahm die Chlamys entgegen. Ihr wurde übel bei dem Gedanken, dass dies vielleicht das Letzte war, was Phoebe gefertigt hatte, bevor man sie von hier forttriss. Nein. *Nein*. Das würde nicht passieren. Eirene würde es nicht zulassen. Sie räusperte sich. »Sie ist hübsch.«

»Und weiter?«

Eirene zuckte zusammen. War sie wirklich so leicht zu durchschauen? »Nichts weiter.« Sie suchte fieberhaft nach einer Ausrede. »Nur dass die kalten Tage zu Ende gehen. Es werden nicht viele Leute neue Umhänge brauchen.«

Phoebe runzelte die Stirn. »Du kriegst das schon hin. Wie immer.«

»Ja.« Eirene pflichtete ihr zu schnell bei.

Es folgte ein langes Schweigen, während die beiden Schwestern einander musterten. Phoebe biss sich auf die Unterlippe und verschränkte die Hände ineinander. Sie hatte Blut an den Zähnen.

Eirene brach als Erste das Schweigen. »Ich sollte wohl besser losgehen.« Sie wandte sich wieder zur Tür.

»Eirene?« Phoebe's Stimme war plötzlich sehr leise.

»Ja, Phoebe?«

»Du sorgst dafür, dass du einen guten Preis dafür herausschlägst, nicht wahr? Man weiß nie, wie lange das Geld reichen muss.«

Eirene packte den Umhang noch fester, und ihre Finger verkrallten sich in der weichen Wolle. Ohne Phoebe würden sie die Zeit bis zum Ende des Sommers nicht überstehen. Nicht wenn Stavros jede Münze verspielte, die er in die Hände bekam, mehr Wein trank, als er sich leisten konnte, und Eirene zwang, sich morgens mit schamrotem Gesicht in das Bordell zu schleichen, um seine offenen Rechnungen zu begleichen. Doch das war nur Geld. Würde Eirene es ertragen können, von Phoebe getrennt zu sein? Sie waren bereits eng umschlungen auf die Welt gekommen und kannten sich schon von Geburt an, besser als irgendjemand sonst sie jemals kennen konnte. Eirene war sich nicht sicher, ob sie wusste, wie sie allein existieren sollte. »Phoebe ...«, begann sie.

Ein seltsamer Ausdruck glitt über Phoebe's Gesicht. »Vergiss den Rosmarin nicht.«

Vielelleicht hätte sie noch mehr gesagt, aber bei einer Be-

wegung im Nebenzimmer erstarrten sie beide. Ein Rascheln von Decken war zu hören, dann das Stolpern von unsicheren Füßen auf Dielen. Stavros war aufgewacht. Phoebes Züge verhärteten sich. Eirene spürte, wie sich ihr eigenes Gesicht verzerrte. Gemeinsam hörten sie, wie Stavros zu seinem Fenster taumelte und die Läden aufstieß. Eine Pause folgte, dann ertönte das unverkennbare Geräusch des Urinierens, gefolgt von einem unanständig lauten Grunzen der Erleichterung. Bei einer anderen Gelegenheit hätten sie einander vielleicht angegrinst und ihr Kichern unterdrückt, aber heute ...

»Eirene«, hob Phoebe an, »denkst du je, ich sollte vielleicht doch ...«

»Nein.« Das Wort klang hart und rau und fühlte sich in Eirenes Mund an wie eine Scherbe.

»Du weißt, was Leandros für ein Mensch ist. Du weißt, zu was er fähig ist. Würdest du mich wirklich aufhalten, wenn ich entschlossen wäre zu gehen?«

»Das wirst du nicht«, blaffte Eirene.

»Ich habe Angst«, entgegnete Phoebe.

Eirene hatte die Scherbe hinuntergeschluckt; jetzt riss sie ihr die Eingeweide auf. »Angst wovor?«

»Dass ich ihn lieben werde.« Phoebe sprach leise, aber schmerhaft deutlich. »Dass er mich dazu bringen wird und du ihn nicht davon abhalten kannst.«



2

DER ERSTE TREFFER

Eirene

Es war schon Vormittag, als Eirene auf dem Marktplatz ankam, beladen mit Körben voller frischer Kräuter – fünf Sträußchen des verdamten Rosmarins neben Petersilie, Fenchel, Minze und dem Rest. Außer den Kräutern gab es noch eine sorgfältige Auswahl von Tinkturen, die sie gebraut und in kleine Tongefäße abgefüllt hatte, und zu guter Letzt – säuberlich vom Rest getrennt, um ihn nicht zu beschmutzen – Phoebes Umhang. Sie beabsichtigte, ihn für deutlich mehr zu verkaufen als alles andere zusammen. Ihr war immer noch speiübel, und Phoebes Worte hallten ihr durch den Kopf.

Dass er mich dazu bringen wird und du ihn nicht davon abhalten kannst.

Unbeholfen stellte Eirene die Körbe auf dem Boden ab. Die Decke, die ihr als Verkaufsfläche diente, hatte sie sich auf den Rücken gebunden. Jetzt löste sie sie und kniete sich hin, um sie an ihrer gewohnten Stelle auf der Erde auszubreiten – leicht zu erkennen anhand der ordentlichen Reihe von Steinen, die sie dort zurückgelassen hatte. Sie legte je einen dieser Steine auf jede Ecke der Decke, dann hockte sie sich davor und ließ bestürzt den Blick über den Marktplatz schweifen.

Der Markt mit seinem geschäftigen Treiben, den Karren, Ständen und klapprigen Tischen, den Dutzenden Menschen, die sich dazwischen drängelten, war Eirene einst wie das

schlagende Herz des Dorfes erschienen. Jetzt, da die Hälfte der Händler fort war und mit jedem verstreichenen Tag weniger Kunden kamen, glich der Platz eher einem Friedhof.

Heute waren nur zwei weitere Stände besetzt: der des Schuhmachers, den sie seit Wochen kein neues Paar hatte verkaufen sehen und der so alt war, dass er sich wahrscheinlich an die Herrschaft der Titanen erinnerte, jedoch vergessen hatte, dass er Geld verdienen wollte. Und dann gab es da noch den Bäckerkarren mit seinen Bergen von frischem, weichem Brot. Dieser Wagen war mit einem hochgewachsenen Mädchen mit ausgezehrtem, blassem Gesicht besetzt. Xenia. Eirene tat das Herz weh, wenn sie sie ansah. Xenia war ein lebendes Ge-
spenst, seit ihre jüngere Schwester, Clyte, eines Morgens das Haus verlassen hatte, um nach den Öfen in der Bäckerei zu sehen, und nicht mehr zurückgekehrt war. Gerüchten zufolge waren ihre Angehörigen ihrer Spur bis zum Haus eines Kaufmanns drei Dörfer weiter gefolgt, und der Mann hatte ihnen ins Gesicht gespuckt, als sie die Herausgabe des jungen Mädchens forderten. Er hatte behauptet, Clyte sei jetzt seine Ehefrau und ihre Familie habe keinen rechtmäßigen Anspruch mehr auf sie. Nun stand Xenia allein an ihrem Karren, schaute mit leerem Blick auf die dampfenden Fladenbrottürme vor ihr. Außerstande, ihr Leiden auch nur einen Moment länger mitanzusehen, schaute Eirene weg und ließ den Blick über den Rest des Platzes wandern. Er bot ein erbärmliches Bild.

Zwar waren die meisten der unbenutzten Karren zumindest weggezogen worden, doch eine Handvoll war zurückgeblieben – zur Seite gekippt, mit gebrochenen Rädern, das Holz verrottet –, als hätten ihre Besitzer sich in Luft aufgelöst. Wahrscheinlicher war, dass Leandros sie für seine stetig wachsende Dienerschaft rekrutiert hatte. Dieser Tage schien es, als würden alle im Dorf ihm dienen.

Die verlassenen Stände waren genauso deprimierend. Einer hatte dem Dorfarzt gehört. Er hatte es aufgegeben, sei-

ne Lehrlinge mit Tinkturen und wohlriechenden Umschlägen auf den Markt zu schicken. Ein anderer Stand war von einer jungen Frau geführt worden, die Blumensträuße aus ihrem Garten, getrocknete Blütenblätter in Körben und Fläschchen mit Rosenöl verkaufte. Nachdem es ihr gelungen war, im vergangenen Sommer einen besonders schönen Wandteppich von Phoebe zu verkaufen, hatte Eirene zwei Fläschchen von dem Öl erstanden – eins für Phoebe und eins für sich selbst –, und es so sparsam eingeteilt, als wäre es Ambrosia, indem sie sich jeden Morgen einen Tropfen hinter jedes Ohr tupfte. Sie hatte nicht gehört, was aus der Blumenverkäuferin geworden war. Eines Tages war sie einfach nicht mehr dagewesen, ihr Stand verwaist, ihr Garten verwildert.

Dahinter befand sich der Stand des Ziegenhirten. Der Ziegenpferch war leer und der Tisch davor gleichermaßen bar jeder Ware. So spät im Frühling, der Sommer nur Tage entfernt, war die Zeit der Geburt der Zicklein längst vorbei und selbst die Schwächsten der Neugeborenen waren auf die Weide gebracht worden. Dies war die Zeit, in der der Hirte gewöhnlich seine Töchter Chloe und Frona mit den ersten Zicklein des Jahres auf den Markt schickte. Die Tierchen waren starke Wesen mit kräftigen Stimmen, die einen guten Preis erzielten und dem Rest der Marktverkäufer viel Vergnügen bereiteten, wenn sie mühelos aus ihren Pferchen sprangen und so die muskulöse Chloe oder die süße kleine Frona auf Trab hielten. Aber hier gab es heute keine meckernden Zicklein und, was noch auffälliger war, auch keine Chloe und keine Frona.

Eirene betrachtete stirnrunzelnd den verlassenen Marktstand, während sie ihre Kräuter auspackte und sie auf der Decke ausbreitete. Es hieß, zwei Edelleute aus dem Norden Kefalonias hätten sich bei einem Besuch des Dorfes – sie waren wohl eher auf dem Weg zu einem von Leandros' berühmten Symposien, da sich sonst nur wenig Fremde hierher verirrten – in die Mädchen verliebt und sie als ihre Bräute entführt.

Der Ziegenhirte hätte seine Töchter aber nicht kampflos gehen lassen, wenn nicht beide Mädchen erklärt hätten, rettungslos verliebt zu sein.

Nur wenige Menschen wagten flüsternd auszusprechen, was doch alle dachten – dass es keine Liebe war, sondern Begierde. Begierde, die von Leandros hergestellt, angeboten und für unglaubliche Summen verkauft wurde.

Eirene schloss die Faust um das Sträußchen Petersilie, das sie in der Hand hielt. Es war eine willkommene Ablenkung, als eine vertraute Stimme erklang: »Rosmarin!«

Eirene schaute auf und grinste breit und die Anspannung perlte von ihr ab wie Wasser vom glatten Federkleid einer Ente. Damon war der Lehrling des Arztes, aber er war auch Eirenes Freund. Vielleicht der einzige wahre Freund, den sie noch im Dorf hatte, da die anderen – nicht nur Alexandra und Chloe, Frona und Clyte, sondern auch Alcestis, Elene und Ianthe – ihr so plötzlich entrissen und zu Ehen in die entlegensten Winkel von Zakynthos verschleppt worden waren. Eirene hatte geduldig und kindlich auf eine Nachricht gewartet, eine Einladung zu einem Besuch oder einfach nur müßigen Klatsch und Tratsch aus dem neuen Zuhause. Ianthe, die als Letzte verschwunden war, hatte nun schon vor einer ganzen Jahreszeit geheiratet, und Eirene wartete immer noch.

»Rosmarin!«, rief Damon noch einmal und riss sie aus ihren Gedanken, als er sich zwei der Sträußchen schnappte, die Eirene gerade auf den Boden gelegt hatte. Ihr wurde bewusst, wie fest sie die Zähne aufeinanderbiss, und zwang sich, ihren Kiefer zu entspannen. Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf Damon. Sein struppiges, braunes Haar fiel ihm ins Gesicht und verfing sich an der ledernen Klappe, die die Überreste des einen Auges verdeckte, das das Fieber ihm geraubt hatte. Er strich sich die offenen Locken zurück, grinste Eirene an und neigte seinen mageren Oberkörper in einer spöttischen Verbeugung. »Eirene, meine Rosmarinkönigin, du

hast mich wieder einmal gerettet. Uns sind die Kräuter aus-
gegangen, und du weißt, dass man es mir anlasten wird, wenn
das so bleibt.«

Eirene lachte. »Da drin sind noch drei Bündel für dich.
Braucht dein Meister sonst noch etwas?«

»Minze, Päonienwurz, Petersilie, Fenchel, Bergtee«, ras-
selte Damon die Liste herunter. Sein Chiton hing zerrissen
an ihm herab und reichte bis zu seinen bleichen, knochigen
Schienbeinen. Eirene betrachtete das Kleidungsstück geistes-
abwesend, während sie methodisch die Kräuter zusammen-
sammelte, um die er gebeten hatte. Es sagte viel über den Arzt
aus, dass er seinen Lehrling so schlecht gekleidet herumlaufen
ließ. Vielleicht milderte das ein wenig ihren Neid angesichts
der Tatsache, dass Damon – ein wirklich guter Freund, der
aber dennoch nicht einmal einen Bruchteil ihrer Begabung
besaß – ihr als Lehrling vorgezogen worden war, während der
Arzt sie selbst abgewiesen hatte.

Die Demütigung war bitter gewesen. Der Arzt kaufte im-
mer Eirenes Kräuter und hatte ein- oder zweimal sogar ihren
Ratschlag angenommen, wie sie am besten zu verwenden wa-
ren. Aber als sie endlich den Mut aufgebracht hatte, ihm zu
gestehen, was sie wollte – von ihm lernen, um selbst eine rich-
tige Ärztin zu werden –, hatte er sie abgewiesen, ohne auch
nur darüber nachzudenken.

»Und Safran, wenn du welchen hast«, fügte Damon hoff-
nungsvoll hinzu.

Eirene blinzelte die Erinnerung an die Zurückweisung
des Heilers weg und lachte, vielleicht mit mehr Spott, als
ihr Freund verdient hatte. In ihren Händen hielt sie ein ord-
entliches Päckchen Päonienwurz, eingewickelt in ein qua-
dratisches Stück Sackleinen. »Safran? Und wo soll ich den zu
dieser Jahreszeit auf Zakynthos finden? Das ist eine Herbst-
blume. Sei doch vernünftig, Damon.«

Er zuckte mit den Schultern und streckte die Hände nach

dem Päckchen aus. »Gerüchten zufolge wachsen auf den Klippen Safrankrokusse. Ganz besondere, heißt es.«

Eirene schnaubte und warf ihm das Päckchen zu, dann machte sie sich daran, den Fenchel und die Petersilie herauszusuchen. »Klingt für mich, als wolle jemand die Konkurrenz ausschalten, indem er sie auf eine sinnlose Expedition schickt. Die Klippen sind tückisch.«

»Ich bin mir sicher, dass jemand es versuchen wird.« Damon zupfte an den Rändern des Sackleinens. »Nicht jeder hat Höhenangst.«

Eirene runzelte die Stirn. »Willst du wirklich unbedingt das Doppelte dafür zahlen?«

Er ignorierte ihre Verärgerung und beugte sich dichter zu ihr vor. »Das Gerücht kam von Leandros' Mann.«

Eirene versteifte sich. »Wie bitte?«

»Genau. Irgendeinem Narren wird es in den Sinn kommen, dass er einen Krokus gegen eine von Leandros' Begierden eintauschen könnte, und dann ...«

»Leandros würde sich kaum für so wenig von seinen Begierden trennen.« Eirene spürte plötzlich ihren Pulsschlag in ihren Schläfen. Sie blinzelte heftig und beschäftigte sich damit, den Bergtee zu Sträußchen zusammenzubinden. »Man muss schon ein ziemlich großer Narr sein, um zu glauben, dass auf Zakynthos Safrankrokusse wachsen, geschweige denn, dass mit hundert Blumen auch nur ein Tropfen Begierde bezahlt werden könnte.« Sie versuchte, Überzeugung in ihre Stimme zu legen, und drückte Damon die restlichen Kräuter in die Hände. Es kostete ihn einige Mühe, die vielen Päckchen festzuhalten. »Leandros ist ein Lügner, und er vergiftet mit seinen abscheulichen Zaubern unsere Heimat. Bald werden das auch alle anderen begreifen, und dann wird er Zakynthos genauso schnell verlassen, wie er aufgetaucht ist. Ich werde ihm keine Träne nachweinen.«

Es spielte keine Rolle, dass Leandros nun schon seit fast

fünf Jahren hier lebte. Er war in der Trostlosigkeit, die dem Fieber gefolgt war, aufgetaucht, hatte rasch seinen Haushalt eingerichtet und dann damit begonnen, die Übriggebliebenen auszunehmen wie Gänse. Eirene ballte die Fäuste. »Wie viel ist das wert?« Sie wechselte abrupt das Thema und wedelte ungeduldig in Richtung des Haufens von Kräutern, den Damon ungeschickt in den Armen hielt. Er vermied es, ihr in die Augen zu schauen, doch sie war sich nicht sicher, ob das an ihrer Schimpftirade lag oder an der Frage, von der er wusste, dass sie nun folgen würde. »Genug, um für Phoebes Medizin zu bezahlen?«

Damon zuckte zusammen. »Eirene ...«

Sie unterbrach ihn schnell, bevor sein Gesichtsausdruck zu mitleidig wurde. Sie hatte nicht mit einem Ja gerechnet. »Ist schon gut. Wie viel schulde ich euch noch?«

Eirene hatte mit dem Arzt eine Vereinbarung getroffen. Er versorgte sie mit einer speziellen Tinktur für Phoebe, die nachzumachen ihr noch nicht gelungen war. Er behauptete, sie enthalte Magie – einen Zauber, den er von seinen lange zurückliegenden Reisen auf dem Festland mitgebracht hatte –, doch Eirene glaubte ihm nicht recht. Aber es stimmte, dass irgendetwas in der Tinktur, das sie nicht identifizieren konnte, Phoebe half. Wenn sie einen ihrer schlechten Tage hatte, wenn sie zitterte und von Übelkeit und Schwindel geplagt wurde, konnte ein Spritzer der Medizin, in heißem Wasser verabreicht, das Ärgste lindern. Natürlich würgte Phoebe trotzdem beim Geruch der meisten Speisen, und das Fieber verschwand nicht ganz, aber es sank zumindest weit genug, dass es sie nicht umbrachte. Manchmal war das alles, worauf sie hoffen konnten. Eirene bezahlte ihre Schulden bei dem Heiler mit einer regelmäßigen Lieferung von Kräutern.

»Noch eine Lieferung zum Ende des Monats, hat er mir gesagt«, antwortete Damon.

Eirene seufzte. Sie musste einfach hoffen, dass das wär-

mere Frühlingswetter Phoebe bis dahin bei Kräften hielt.
»Dann wird das genügen müssen.«

»Hast du nicht gesagt, Phoebe brauche die Tinktur jetzt seltener?«

»Ein gutes Jahr sagt noch nichts aus«, versetzte Eirene streng.

Damon zuckte mit den Schultern. »Nein, wahrscheinlich nicht.« Er scharrete mit seinen abgewetzten Sandalen im Dreck. Dann hellte sich seine Miene auf. »Trotzdem, willst du nicht wissen, was ich von meinem Meister über Leandros gehört habe?«

»Ich weiß nicht ...« Eirene wünschte, es wäre ihr gleichgültig. Aber das war es nicht. Je mehr sie über Leandros wusste, umso besser konnte sie Phoebe vor ihm beschützen.

»Es geht um seine Frau.«

Das entschied die Sache. Eirene wappnete sich. »Was ist mit ihr?«

Damon sah sich schnell um, und nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand lauschte, kniete er sich neben Eirene auf den Boden und beugte sich verschwörerisch vor.

Eirene fuhr zurück, als ihr harte Rosmarinzweige ins Gesicht gedrückt wurden. »Damon!«, protestierte sie. »Pass doch auf.«

Aber Damon ignorierte sie und beugte sich noch dichter vor. »Als Leandros' Frau starb, hat mein Meister ...«

»Was?« Ohne es zu wollen, war Eirene auf die Füße gesprungen und hätte Damon dabei um ein Haar einen Kopfstoß versetzt. Ihre Sicht verschwamm bedenklich, und sie taumelte. Leandros' Frau war also gestorben. Alexandra war tot. Alexandra, nur zwei Jahre älter als Eirene, kühn und stark und voller Lebensfreude, Scharfsinn und Liebreiz. Alexandra, deren Wangen immer rund und rosig gewesen waren, die Haut hell und sonnengebräunt, und die das Fieber kaum berührt hatte. Alexandra, die so lebhaft gewesen war.